Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 23

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638197

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

100 Jahre des «Arc de Triomphe» v. Paris

„L'Arc de Triomphe", den Triumphbogen in Paris — das imposante Denkmal, auf dem die glorreiche Chronik der Armeen des Kaiserreiches eingraviert wurden und dessen Jahrhundert des Bestehens man am 29. Juli dieses Jahres feiert — verdankt man, wie die Mehrzahl der großen architektonischen Werke, der Mitarbeit mehrerer Künstler.

Dieses Denkmal überragt die Champs-Elysées und bildet eines der „Tabernakel" von Frankreich. Denn unter ihm ruht der „unbekannte Soldat" — das mächtige Symbol von Mut und Opferwilligkeit der Nation . . .

Ein junger französischer Gelehrter, ein großer Kenner der Geschichte der Stadt Paris schreibt darüber folgendes:

Was wir jetzt „l'Etoile" benennen, war im achtzehnten Jahrhundert ein ziemlich steiler Hügel — „la montagne du Roule" genannt — ein Jagdrevier und ein Mal jährlich, am ersten September, war dort großer Jahrmarkt. Dieser Hügel war auch ein beliebtes Stelldichein für Liebespärchen der damaligen Zeit.

Die Idee des jetzigen Triumphbogens entstand im Geiste Napoleons im Jahre 1800. Dieses Denkmal sollte dem Andenken der kaiserlichen Siege und besonders des glanzvollen Sieges bei Austerlitz, gewidmet sein.

Anfangs dachte man diesen Siegestempel auf dem Platze der Bastille, auf den Trümmern des berühmten (berüchtigten) königlichen Gefängnisses, zu errichten. Aber schließlich wählte Napoleon „la montagne du Roule", der sich durch seine erhöhte Lage besser dazu eignete.

Das ursprüngliche Projekt wurde von Chalgrin gemacht. Der Grundstein des künftigen Denkmals wurde am 15. August, dem Geburtstage des Kaisers, gelegt. Chalgrin starb aber noch bevor das zyklopische Mauerwerk fertiggestellt war, im Jahre 1811. Die Arbeiten wurden der unruhigen Zeit wegen von 1814—1823 unterbrochen.

Am zweiten April 1810 wurde auf den Grundmauern ein provisorischer Bogen errichtet aus Holz und Leinwand, unter dem Marie-Louise, die neue Kaiserin empfangen wurde. Die Pariser strömten täglich herbei, in Maßen, dem Fortgang der Arbeiten zuzuschauen.

Goust übernahm darauf das Werk Chalgrins unter Aufsicht von Fontaine, Debret, de Gigors und Labarre. 1828 ist es Huyot, der die Ausführung des Projektes übernimmt. Von 1832 beginnt Blouet an seiner Vollendung zu arbeiten und am 29. Juli 1836 findet dann durch den Minister Thiers die Einweihung statt.

Die Pariser Bevölkerung feierte mit Begeisterung dieses Fest, denn dieser Triumphbogen verewigte die Namen von 384 Siegen.

Die Skulpturen, die das Denkmal zieren, besingen das moderne Epos, mit machtvoller Eigenart und Kraft, besonders in der Gruppe des „Départ des volontaires de 1792" (Abmarsch der Freiwilligen von 1792), eine Arbeit von Rude.

Der Gallier mit der Löwenmähne, der seinen Helm schwingt; sein junger Sohn umfaßt fest den Griff seines Säbels und verlangt mit ihm zu gehen; der Veteran, gebeugt unter der Last seiner Rüstung, bemüht sich ihnen zu folgen; ein Greis folgt den Soldaten mit dem Blicke und einer Handbewegung; der Bogenschütze bückt sich, um seinen Pfeil aufzulegen; der Hornbläser bläst den dahinziehenden Truppen sein letztes Trompetensignal, die Standarte flattert im Winde; die Lanzen sind zu Boden geneigt . . . und hoch über das begeisterte Volk — die Gestalt der Freiheit mit ausgebreiteten Flügeln, die Luft durchschneidend, und durch ihre Doppelgeste und ihren weitverhallenden Ruf alle Tapferen nach sich ziehend . . . Welch ein Rhythmus! Welch eine dramatische Erhabenheit in diesen Bewegungen! . . .

Die drei anderen Gruppen am Hauptbogen sind: der Triumph von Napoleon im Jahre 1810, der Aufstand von 1814, und der Friede von 1815. Folgende sechs „bas-reliefs" sind noch hervorzuheben: die Beerdigung von Marceau, die Schlacht bei Aboukit, die Brücke von Arcole, die Einnahme von Alexandrien, die Schlacht bei Jemmapes und die Schlacht bei Austerlitz. Der obere Fries stellt den Abmarsch und die Rückkehr der Armeen dar.

Diese Steine, die im Laufe der Zeit eine zarte graue Färbung bekommen haben, könnten so manche Erinnerungen hervorrufen . . . die grandiose Rückkehr der Asche Napoleons am 15. Dezember 1840 unter der Wölbung dieses Triumphbogens . . . der mit tiefer Trauer empfundene Vorbeimarsch der Invasionstruppen im Februar 1871 . . . 1885 — steht der Katafalk von Victor Hugo — bewacht vom Volke, die ganze Nacht vor der Beerdigung des Dichters . . . und zuletzt, nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages, marschieren, am 14. Juli 1919, unter einem Blumenregen und einem Sturm der Begeisterung, alle glorreichen Verstümmelten durch diesen Triumphbogen . . .

Und jetzt, unter der Wölbung des großen Bogens, befindet sich die Ruhestätte des „Unbekannten Soldaten", ein ehrwürdiger Wallfahrtsort aller Nationen.

(Uebersetzt von R. B.)

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copiryght by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Das Geräusch des schweren Schlüsselbundes vor meiner Zelle verscheuchte die elegischen Gedanken. Für einen Gefangenen ist das Oeffnen der Zelle stets ein großes Ereignis. Ein Hauch der Freiheit dringt zu ihm herein.

Ich nahm mir nicht die Mühe, mich zu erheben. Zwischen mir und dem Aufseher hatte sich im Laufe der Zeit eine Art Freundschaftsverhältnis gebildet. Die einigen hundert Francs, die sich bei meiner Verhaftung in meinem Besitze befanden, versetzten mich in die Lage, mir einige kleine Annehmlichkeiten zu verschaffen. So auch täglich eine Flasche Wein.

Der Aufseher brachte sie mir mittags. Abends, vor der Einschließung, stellte ich die Weinflasche regelmäßig vor die Zellentür. Wohlverstanden: die volle Flasche. Ich weiß nicht, ob der „Chef" es merkte, daß ich den Wein niemals anrührte. Jedenfalls verlor er kein Wort darüber. Aber, wie gesagt, wir waren nun gute Freunde.

Er trat jetzt in meine Zelle. Der Kragen seiner Uniform war geöffnet, die Mütze auf den Hinterschädel zurückgeschoben; über sein gerötetes Gesicht rannen Schweißtropfen. Es war hundsmäßig warm.

„Stehen Sie auf, Monsieur Weindal!" rief er.

Ich sprang auf.

„Was ist los, Chef? Soll ich zum Untersuchungsrichter?"

„Nein. Sie haben Besuch bekommen", erwiderte der Aufseher. Und dann mit einem verschmitzten Lächeln: „Eine junge Dame . . ."

„Eine Dame?!" rief ich erregt. Eine heiße Welle schoß mir zum Kopf. Milica!

Der Aufseher sah schmunzelnd und geduldig zu, wie ich mir hastig und ungeschickt den Schlips umband und vor dem winzigen Taschenspiegel die Haare ordnete.

Zum Glück war erst am vergangenen Tage der „Verschönerungskünstler" des Gefängnisses bei mir gewesen. Ein dunkelhäutiger, kraushaariger Gefangener, der das Rasiermesser geschickt handhabte. Trotzdem empfand ich, als er das erstemal mit dem Messer in die Nähe meiner Kehle kam, ein gewisses Unbehagen. Aber allmählich gewöhnt man sich an alles. Uebrigens gab mir der Gefängnisfriseur sein syrisches Ehrenwort, drei von den vier ihm zur Last gelegten Morden nicht begangen zu haben.

Mein Herz hämmerte wild, während ich in Begleitung des Aufsehers, der, von meinem Beispiel angesteckt, unterwegs den Kragen seiner Uniform zuzuknöpfen versuchte, die Treppen hinabschritt. Die einigen Wochen Aufenthalt in der engen Ge-

fängniszelle hatten mich menschenscheu gemacht.

Mit einer Mischung von Angst und Freude fieberte ich dem Augenblick des Wiedersehens entgegen. Eine Sekunde lang wünschte ich fast, Milica wäre nicht gekommen. Der furchtbare Verdacht, der in meinen geheimsten Gedanken auf ihr lastete, mußte uns für immer trennen. Aber war mein Verdacht berechtigt?

Diese Frage, die ich mir während meiner Einsamkeit unzählige Male aufgeworfen hatte, blieb auch diesmal unbeantwortet. Durfte ich Milica eine Tat, wie die Ermordung ihres Onkels, zutrauen? Das Verschwinden der Pistole von meinem Schreibtisch und Milicas verlorenes Taschentuch sprachen zwar dafür, aber belasteten mich nicht noch viel schwerwiegendere Indizien? Und ich war trotzdem unschuldig.

Endlich stand ich vor dem kleinen Raum gegenüber der Gefängniskanzlei, der für den Empfang von Besuchen diente. Ich zögerte unwillkürlich, einzutreten.

Erst auf das aufmunternde „Entrez" des Aufsehers drückte ich gegen die nur angelehnte Tür.

Die durch das, zumindest für meine jetzigen Begriffe, breite Fenster hereinflutende Sonne blendete mich für einen Augenblick. Ich sah nur die Umrisse einer schlanken und eleganten Frauengestalt. Dann hörte ich eine mir wohl vertraute Stimme: „Eberhard!"

„Marianne!" rief ich mit einem lange nicht verspürten warmen Glücksgefühl.

Wir flogen einander in die Arme. Erst viel später entsann ich mich, daß wir uns zum ersten Male küßten. Ich hatte das selige Gefühl eines Kindes, das zur Mutter wiederfindet.

Wir überhäuften uns gegenseitig mit Fragen, und ließen dem andern kaum Zeit zur Beantwortung. Der „Chef" drehte sich den Schnurrbart und sah diskret beiseite. Erst nachdem sich unsere freudige Erregung gelegt hatte, machte er uns aufmerksam, daß wir uns laut Vorschrift in französischer Sprache zu unterhalten hätten.

Die Besuchszeit war auf eine knappe Viertelstunde bemessen. Und wir hatten und so vieles zu sagen.

Das Wichtigste wußte ich bereits. Marianne hatte von meiner Verhaftung und der gegen mich erhobenen Anschuldigung aus den Zeitungen schon vor Wochen erfahren.

Zweimal hatte sie mir geschrieben. Ich habe keinen ihrer Briefe in die Hand bekommen. Der Untersuchungsrichter hatte — ich erfuhr es erst später — die beiden Schreiben zurückbehalten. Das war sein gutes Recht. Er wollte sogar Marianne die Besuchserlaubnis zunächst verweigern. Erst auf ihre Vorhaltung, daß sie eigens zu diesem Besuche nach Beirut gekommen wäre, also eine Fahrt von mehreren tausend Kilometern hinter sich hätte, ließ er sich erweichen.

Marianne fragte mich mit keinem Worte, ob ich unschuldig sei. Für sie war es selbstverständlich, daß ich eine derart hinterlistige Tat nicht begangen haben konnte. Sie war felsenfest überzeugt, daß ich, hätte ich Lawrence in einem Anfall sinnloser, unberechenbarer Wut wirklich getötet, jederzeit für meine Tat eingestanden wäre. Ob Milica ebensolches Vertrauen zu mir haben würde? In diesem Augenblick empfand ich, daß kein Mensch mich so gut verstand wie Marianne, und ein warmes Zärtlichkeitsgefühl für dieses Mädchen überströmte mich zum ersten Male.

Marianne war entrüstet, als sie vernahm, daß ich nicht einmal einen Verteidiger hatte. Sie erklärte mir, sie werde sofort den besten Advokaten von Beirut aufsuchen, damit er sich meiner annehme. Ich machte bloß eine gleichgültige Geste.

Die Sache verhielt sich so, daß bereits in der ersten Woche meiner Haft ein Herr mich aufgesucht hatte. Er war noch jung und stellte sich als Maitre X. — seinen Namen habe ich vergessen — vor, dem meine Verteidigung oblag.

Ich habe es niemals erfahren, ob er als Offizialverteidiger zu mir kam, oder ob es mein liebenswürdiger „Chef" gewesen ist, der dem jungen, auf Klienten wahrscheinlich erpichten Advokaten den Tip gab, sich meiner anzunehmen. Ich besaß schließlich noch etwas Geld und eine wertvolle Golduhr. Der junge geschniegelte Herr gab mir den Rat, dem Untersuchungsrichter meine Tat zu gestehen; er, mein Verteidiger, würde dann auf Notwehr plädieren und mich schon „freibekommen".

Auf meine Einwände, daß ich nichts zu gestehen hätte, machte er eine so unverhehlt skeptische Miene, daß ich ihm einfach den Rücken kehrte. Er zog beleidigt ab und ich sah ihn seitdem nicht wieder. Entweder hatte er meine „Verteidigung" niedergelegt oder aber er wartete zunächst den Abschluß der Voruntersuchung ab.

Die Viertelstunde, auf die Mariannes Besuch bemessen war, war um, ehe wir es recht merkten.

Ich hielt ihre Hand in der meinen, als wollte ich sie nie wieder freigeben. Schließlich mußte sie aber doch gehen.

„Ich komme jeden Tag; der Untersuchungsrichter muß es erlauben!" rief sie noch.

18. Kapitel.

Als ich ihr liebes Gesicht nicht mehr sah, war es mir, als ob der Himmel sich verfinstert hätte, obschon die Sonne nach wie vor vom Himmel schien.

Die kaum hundert Sätze, die wir im Laufe der armseligen Viertelstunde gesprochen hatten, beschäftigten mich während des ganzen Tages. Ich hätte, gleich einem eingefleischten Geizhals, wahrscheinlich noch Monate lang an ihnen gezehrt, ohne die beglückende Aussicht, Marianne schon am nächsten Tage wiederzusehen.

Ich schlief während der Nacht unruhig. Endlich hörte ich das laute Oeffnen und Zuschlagen der Zellentüren, das erste Zeichen des beginnenden Tages.

Ungeduldig schritt ich auf und ab in meiner Zelle. Jedesmal, wenn ich das Geräusch nahender Schritte vernahm, fuhr ich zusammen. Und empfand dann eine tiefe Enttäuschung, wenn die Schritte wieder verhallten. Endlich! Das Rasseln des Schlüsselbundes dünkte mich eine himmlische Musik. Ich stürzte die Treppen hinunter, der Aufseher vermochte mir kaum zu folgen.

In der Tür des kleinen Besuchszimmers blieb ich verständnislos stehen. Statt Marianne erwartete mich ein großer, bärtiger Mann. Er merkte wohl meine Enttäuschung, denn seine ersten Worte waren: „Auch ‚sie' wird kommen! Nur etwas Geduld, mein Freund..." Dann stellte er sich vor: „Maitre Buonavoli!" Er war ein Landsmann Napoleons und wie alle korsischen Advokaten, von einer blendenden Beredtsamkeit. Im Gegenteil zu seinen Kollegen, der mich vor Wochen aufgesucht hatte, zweifelte er keinen Augenblick an meiner Unschuld. Entweder war es Marianne, die ihn von meiner Schuldlosigkeit überzeugte, oder aber gehörte Buonavoli zu jenen Advokaten, die ihre Klienten stets für unschuldig halten.

„Ich bin über Ihren Fall vollkommen orientiert, Herr Weindal", sagte er. „Es erübrigt sich also, daß Sie mir die Geschichte, die Ihnen doch bestimmt schon zum Halse herauskommt, von A bis Z nochmals berichten. Ich habe auch bereits mit dem Untersuchungsrichter gesprochen. Die ganze leidige Geschichte wäre längst erledigt, gäbe es keine Zuständigkeitsfrage. Der Fall ereignete sich in internationalen Gewässern, auf einem amerikanischen Schiff. Das könnte unter Umständen die Angelegenheit außerordentlich verzögern. Aber zum Glück geht Sie die ganze Sache nichts an. Spätestens in zwei bis drei Wochen wird Sie der Herr Untersuchungsrichter unter zahlreichen Entschuldigungen und mit dem Ausdruck seines Bedauerns entlassen..."

Buonavoli verstand es ausgezeichnet, eine Sache zu bagatellisieren. Hörte man ihn, so hätte man glauben können, ich befände mich im Gerichtsgefängnis von Beirut, weil ich einem renitenten Eingeborenen-Diener ein paar Maulschellen versetzt hatte— und nicht unter dem Verdacht, den amerikanischen Millionär J. B. Lawrence ermordet zu haben.

Fortsetzung folgt.